

Professor Unrat

HEINRICH MANN
PROFESSOR UNRAT ODER
DAS ENDE EINES TYRANNEN
ROMAN

Professor Unrat ist gefürchteter Lehrer eines Gymnasiums. Als er den Schüler Lohmann im Spelunkenmilieu überführen will, macht er die Bekanntschaft der Barfuß tänzerin Rosa Fröhlich. – Heinrich Manns Schulsatire schildert ein Schulsystem, das von Willkür und Repression geprägt ist, und karikiert in Unrats Wandlung hin zum Gönner und Ehemann einer Barfuß tänzerin die Doppelmoral des wilhelminischen Bildungsbürgertums.

Luiz Heinrich Mann, geboren 1871, wuchs in großbürgerlichen Verhältnissen auf, sein Vater Thomas Johann Heinrich Mann war Kaufmann, Reeder, Konsul und Senator, seine Mutter Julia da Silva-Bruns war die Tochter eines nach Brasilien ausgewanderten Kaufmanns. Ab 1894 veröffentlichte er zum Teil gesellschaftskritische Literatur; bekannt wurde er vor allem durch die Romane ›Professor Unrat oder Das Ende eines Tyrannen‹ (1905) und ›Der Untertan‹ (1918).

Mann engagierte sich für Republik und Demokratie, betrieb Kulturpolitik und wurde 1931 Präsident der Sektion Dichtkunst der Preußischen Akademie der Künste. – Im Februar 1933 wurde er aus der Preußischen Akademie der Künste ausgeschlossen, seine Werke wurden öffentlich verbrannt und aus Bibliotheken und Büchereien entfernt, im August 1933 wurde er ausgebürgert. Mann emigrierte zunächst nach Frankreich, dann in die USA, wo er fast mittellos in Los Angeles und Santa Monica lebte, teils mit Unterstützung durch seinen Bruder Thomas. 1949 wurde er in der neu gegründeten DDR zum Präsidenten der Akademie der Künste gewählt, starb aber im März 1950 im US-amerikanischen Exil in Santa Monica.

Mit dem Essay ›Tragische Jugend‹

Dromedar Verlag

PROFESSOR UNRAT ODER DAS ENDE EINES TYRANNEN

Nr. 2

1. Auflage 2025

ISBN 978-3-911717-08-3

Dromedar Verlag UG (haftungsbeschränkt),
Hanauer Landstraße 204, 60314 Frankfurt am Main,
<https://dromedar-verlag.de/>

Umschlagabbildung: ›Die Trennung‹ (Ausschnitt),
Edvard Munch (1896); Foto: culture-images/fai.

Druck und Bindung: Druckerei C.H. Beck,
Bergerstraße 3-5, 86720 Nördlingen.



Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie: <http://dnb.d-nb.de/>

Textvorlage für ›Professor Unrat‹ ist

›Heinrich Mann. Gesammelte Werke. Professor Unrat‹,

43. bis 47. Tausend, dieser Ausgabe 1. bis 5. Tausend,

Paul Zolnay Verlag, Berlin-Wien-Leipzig, 1925.

Textvorlage für den Essay ›Tragische Jugend‹ ist

›Sieben Jahre. Chronik der Gedanken und Vorgänge‹,

1. – 5. Tausend, Paul Zsolnay Verlag, Berlin-Wien-Leipzig, 1929.

ERSTES KAPITEL

Da er Raat hieß, nannte die ganze Schule ihn Unrat. Nichts konnte einfacher und natürlicher sein. Der und jener Professor wechselten zuweilen ihr Pseudonym. Ein neuer Schub Schüler gelangte in die Klasse, legte mordgierig eine vom vorigen Jahrgang noch nicht genug gewürdigte Komik an dem Lehrer bloß und nannte sie schonungslos bei Namen. Unrat aber trug den seinigen seit vielen Generationen, der ganzen Stadt war er geläufig, seine Kollegen benutzten ihn außerhalb des Gymnasiums und auch drinnen, sobald er den Rücken drehte. Die Herren, die in ihrem Hause Schüler verpflegten und sie zur Arbeit anhielten, sprachen vor ihren Pensionären vom Professor Unrat. Der aufgeweckte Kopf, der den Ordinarius der Untersekunda hätte neu beobachten und nochmals abstempeln wollen, wäre nie durchgedrungen; schon darum nicht, weil der gewohnte Ruf auf den alten Lehrer noch so gut seine Wirkung übte wie vor sechsundzwanzig Jahren. Man brauchte nur auf dem Schulhof, sobald er vorbeikam, einander zuzuschreien:

»Riecht es hier nicht nach Unrat?«

Oder:

»Oho! Ich wittere Unrat!«

Und sofort zuckte der Alte heftig mit der Schulter, immer mit der rechten, zu hohen, und sandte schief aus seinen Brillengläsern einen grünen Blick, den die Schüler falsch nannten, und der scheu und rachsüchtig war: der Blick eines Tyrannen mit schlechtem Gewissen, der in den Falten der Mäntel nach Dolchen späht. Sein hölzernes Kinn mit dem dünnen, graugelben Bärtchen daran klappte herunter und hinauf. Er konnte dem Schüler, der geschrien hatte, ›nichts beweisen‹ und mußte weiterschleichen auf seinen magern, eingeknickten Beinen und unter seinem fettigen Maurerhut.

Zu seiner Jubelfeier im Vorjahr hatte das Gymnasium ihm einen Fackelzug gebracht. Er war auf seinen Balkon getreten und hatte geredet. Während alle Köpfe, in den Nacken gelegt, zu ihm hinaufsaßen, war plötzlich eine unschöne Quetschstimme losgegangen:

»Da ist Unrat in der Luft!«

Andere hatten wiederholt:

»Unrat in der Luft! Unrat in der Luft!«

Der Professor dort oben fing an zu stottern, obwohl er den Zwischenfall vorausgesehen hatte, und sah dabei jedem der Schreier in den geöffneten Mund. Die andern Herren standen in der Nähe; er fühlte, daß er wieder einmal ›nichts beweisen‹ könne; aber er merkte sich alle Namen. Schon tags darauf gab er mit der gequetschten Stimme dadurch, daß er das Heimatsdorf der Jungfrau von Orleans nicht

kannte, dem Professor Gelegenheit zu der Versicherung, er werde ihm im Leben noch oftmals hinderlich sein. Richtig war dieser Kieselack zu Ostern nicht versetzt worden. Mit ihm blieben die meisten in der Klasse zurück von denen, die am Jubiläumsabend geschrien hatten, so auch von Ertzum. Lohmann hatte nicht geschrien und blieb dennoch sitzen. Dieser erleichterte die Absicht Unrats durch seine Trägheit und jener durch seine Unbegabtheit. Nächsten Spätherbst nun, an einem Vormittag um elf, in der Pause vor dem Klassenaufsatz über die Jungfrau von Orleans, geschah es, daß von Ertzum, der der Jungfrau immer noch nicht nähergetreten war und eine Katastrophe voraussah, in einem Anfall schwerfälliger Verzweiflung das Fenster aufriß und aufs Geratewohl, mit wüster Stimme in den Nebel hinausbrüllte:

»Unrat!«

Es war ihm unbekannt, ob der Professor in der Nähe sei, und es war ihm gleichgültig. Der arme, breite Landjunker war nur von dem Bedürfnis fortgerissen worden, noch einen kurzen Augenblick seinen Organen freies Spiel zu gewähren, bevor er sich für zwei Stunden hinhocken mußte vor ein weißes Blatt, das leer war, und es mit Worten bedecken aus seinem Kopf heraus, der auch leer war. Tatsächlich aber ging Unrat gerade über den Hof. Als der Ruf aus dem Fenster ihn traf, machte er einen eckigen Sprung. Im Nebel droben unterschied er von Ertzums knorrigen

Umriß. Kein Schüler hielt sich drunten auf, keinem konnte von Ertzum das Wort zugerufen haben.

›Dieses Mal, dachte Unrat frohlockend, ›hat er mich gemeint. Diesmal kann ich es ihm beweisen!‹

Er nahm die Treppe in fünf Sätzen, riß die Klassentür auf, hastete zwischen den Bänken hindurch, schwang sich, in das Katheder gekrallt, auf die Stufe. Da blieb er bebend stehn und mußte Atem schöpfen. Die Sekundaner hatten sich zu seiner Begrüßung erhoben, und äußerster Lärm war jäh in ein Schweigen versunken, das förmlich betäubte. Sie sahen ihrem Ordinarius zu, wie einem gemeingefährlichen Vieh, das man leider nicht totschiagen durfte, und das augenblicklich sogar einen peinlichen Vorteil über sie gewonnen hatte. Unrats Brust arbeitete heftig; schließlich sagte er mit seiner begrabenen Stimme:

›Es ist mir da vorhin immer mal wieder ein Wort zugerufen worden, eine Bezeichnung – ein Name denn also: ich bin nicht gewillt, ihn mir bieten zu lassen. Ich werde die Schmähung durch solche Menschen, als welche ich Sie kennen zu lernen leider Gelegenheit hatte, nie dulden, merken Sie sich das! Ich werde Sie fassen, wo immer ich es vermag. Ihre Verworfenheit, von Ertzum, nicht genug damit, daß sie mir Abscheu einflößt, soll sie an der Festigkeit eines Entschlusses wie Glas zerbrechen, den ich Ihnen hiermit verkünde. Noch heute werde ich von Ihrer Tat dem Herrn Direktor Anzeige erstatten, und was in meiner Macht steht,

soll – traun fürwahr – geschehen, damit die Anstalt wenigstens von dem schlimmsten Abschaum der menschlichen Gesellschaft befreit werde!‹

Darauf riß er sich den Mantel von den Schultern und zischte:

›Setzen!‹

Die Klasse setzte sich, nur von Ertzum blieb stehn. Sein dicker, gelb punktierter Kopf war jetzt so feuerrot wie die Borsten oben darauf. Er wollte etwas sagen, setzte mehrmals an, gab es wieder auf. Schließlich stieß er heraus:

›Ich bin es nicht gewesen, Herr Professor!‹

Mehrere Stimmen unterstützten ihn, opferfreudig und solidarisch:

›Er ist es nicht gewesen!‹

Unrat stampfte auf:

›Stille! . . . Und Sie, von Ertzum, merken Sie sich, daß Sie nicht der erste Ihres Namens sind, den ich in seiner Laufbahn – gewiß nun freilich – beträchtlich aufgehalten habe, und daß ich Ihnen auch ferner Ihr Fortkommen, wenn nicht gar unmöglich machen, so doch, wie seinerzeit Ihrem Onkel, wesentlich erschweren werde. Sie wollen Offizier werden, nicht wahr, von Ertzum? Das wollte Ihr Onkel auch. Weil er jedoch das Ziel der Klasse nie erreichte und das Reifezeugnis für den Einjährig-Freiwilligen-Dienst – aufgemerkt nun also – ihm dauernd versagt werden mußte, kam er auf eine sogenannte Presse, wo er jedoch ebenfalls

gescheitert sein mag, so daß er endlich nur infolge eines besonderen Gnadenaktes seines Landesherrn – doch nun immerhin – den Zutritt zur Offizierskarriere erlangte, die er dann aber, scheint es, bald wieder unterbrechen mußte. Wohlan! Das Schicksal Ihres Onkels, von Ertzum, dürfte auch das Ihre werden oder doch dem jenes sich ähnlich gestalten. Ich wünsche Ihnen Glück dazu, von Ertzum. Mein Urteil über Ihre Familie, von Ertzum, steht seit fünfzehn Jahren fest . . . Und nun – «

Hierbei schwoll Unrats Stimme unterirdisch an.

»Sie sind nicht würdig, an der erhabenen Jungfrauengestalt, zu der wir jetzt übergehen, Ihre geistlose Feder zu wetzen. Fort mit Ihnen ins Kabuff!«

Von Ertzum, langsam von Verständnis, lauschte noch immer. Vor angestrenzter Aufmerksamkeit ahmte er unbeußt mit den Kiefern die Bewegungen nach, die der Professor mit den seinigen vollführte. Unrats Kinn, in dessen oberem Rand mehrere gelbe Gräten staken, rollte, während er sprach, zwischen den hölzernen Mundfalten wie auf Geleisen, und sein Speichel spritzte bis auf die vorderste Bank. Er schrie auf:

»Sie haben die Kühnheit, Bursche! . . . Fort, sage ich, ins Kabuff!« Aufgescheucht drängte von Ertzum sich aus der Bank hervor. Kieselack raunte ihm zu:

»Mensch, wehr dich doch!«

Lohmann, dahinter, verhiel unterdrückt:

»Laß nur, den kriegen wir noch wieder kirre.«

Der Verurteilte trollte sich am Katheder vorbei, in das Gelaß, das der Klasse als Garderobe diente, und worin es stockfinster war. Unrat stöhnte vor Erleichterung, als hinter dem breiten Menschen sich die Tür geschlossen hatte.

»Nun wollen wir die Zeit nachholen,« sagte er, »die uns dieser Bursche gestohlen hat. Angst, hier haben Sie das Thema, schreiben Sie es an die Tafel.«

Der Primus nahm den Zettel vor seine kurzsichtigen Augen und machte sich langsam ans Schreiben. Alle sahen mit Spannung unter der Kreide die Buchstaben entstehen, von denen so viel abhing. Wenn es nun eine Szene betraf, die man zufällig nie ›präpariert‹ hatte, dann hatte man ›keinen Dunst‹ und ›saß drin‹. Aus Aberglaube sagte man, noch bevor die Silben an der Tafel einen Sinn annahmen:

›O Gott, ich fall' 'rein.«

Schließlich stand dort oben zu lesen:

›Johanna: Es waren drei Gebete, die du tatst;

Gib wohl acht, Dauphin, ob ich sie dir nenne!«

(Jungfrau von Orleans, erster Aufzug, zehnter Auftritt.)

›Thema: Das dritte Gebet des Dauphins.«

Als sie dies gelesen hatten, sahen alle einander an. Denn alle ›saßen drin‹. Unrat hatte sie ›hineingelegt‹. Er ließ sich mit einem schiefen Lächeln im Lehnstuhl auf dem Katheder nieder und blätterte in seinem Notizbuch.

»Nun?« fragte er, ohne aufzusehn, als sei alles klar, »wol-

len Sie noch was wissen? . . . Also los!« Die meisten knickten über ihrem Heft zusammen und taten, als schrieben sie schon. Einige starrten entgeistert vor sich hin.

»Sie haben noch fünfviertel Stunden,« bemerkte Unrat gleichmütig, während er innerlich jubelte. Dieses Aufsatzthema hatte noch keiner gefunden von den unbegreiflich gewissenlosen Schulmännern, die durch gedruckte Leitfäden es der Bande ermöglichten, mühelos und auf Eselsbrücken die Analyse jeder beliebigen Dramenszene herzustellen.

Manche in der Klasse erinnerten sich des zehnten Auftritts im ersten Aufzug und kannten beiläufig die zwei ersten Gebete Karls. Vom dritten wußten sie nichts mehr, es war, als hätten sie es nie gelesen. Der Primus und noch zwei oder drei, darunter Lohmann, waren sogar sicher, sie hätten es nie gelesen. Der Dauphin ließ sich ja von der Prophetin nur zwei seiner nächtlichen Bitten wiederholen; das genügte ihm, um an Johannas Gottgesandtheit zu glauben. Das dritte stand schlechterdings nicht da. Dann stand es gewiß an einer andern Stelle oder ergab sich irgendwo mittelbar aus dem Zusammenhang; oder es ging gar ohne weiteres in Erfüllung, ohne daß man wissen konnte, hier ging etwas in Erfüllung? Daß es einen Punkt geben konnte, wo er niemals aufgemerkt hatte, das gab auch der Primus Angst im stillen zu. Auf alle Fälle mußte über dieses dritte Gebet, ja selbst über ein viertes und fünftes, wenn Unrat es verlangt hätte,

irgend etwas zu sagen sein. Über Gegenstände, von deren Vorhandensein man nichts weniger als überzeugt war, etwa über die Pflichttreue, den Segen der Schule und die Liebe zum Waffendienst, eine gewisse Anzahl Seiten mit Phrasen zu bedecken, dazu war man durch den deutschen Aufsatz seit Jahren erzogen. Das Thema ging einen nichts an; aber man schrieb. Die Dichtung, der es entstammte, war einem, da sie schon seit Monaten dazu diente, einen ›hineinzulegen‹, auf das gründlichste verleidet; aber man schrieb mit Schwung.

Mit der Jungfrau von Orleans beschäftigte die Klasse sich seit Ostern, seit dreiviertel Jahren. Den Sitzengebliebenen war sie sogar schon aus dem Vorjahr geläufig. Man hatte sie vor- und rückwärts gelesen, Szenen auswendig gelernt, geschichtliche Erläuterungen geliefert, Poetik an ihr getrieben und Grammatik, ihre Verse in Prosa übertragen und die Prosa zurück in Verse. Für alle, die beim ersten Lesen Schmelz und Schimmer auf diesen Versen gespürt hatten, waren sie längst erblindet. Man unterschied in der verstimmtten Leier, die täglich wieder einsetzte, keine Melodie mehr. Niemand vernahm die eigen weiße Mädchenstimme, in der geisterhafte, strenge Schwerter sich erheben, der Panzer kein Herz mehr deckt, und Engelflügel weit ausgebreitet, licht und grausam dastehn. Wer von diesen jungen Leuten später einmal unter der fast schwülen Unschuld jener Hirtin gezittert hätte, wer den Triumph der Schwäche in ihr

geliebt hätte, wer um die kindliche Hoheit, die, vom Himmel verlassen, zu einem armen, hilflos verliebten kleinen Mädels wird, je geweint hätte, der wird nun das alles nicht so bald erleben. Zwanzig Jahre vielleicht wird er brauchen, bis Johanna ihm wieder etwas anderes sein kann als eine staubige Pedantin.

Die Federn kitzelten; Professor Unrat lugte, mit nichts weiter beschäftigt, über die gebeugten Nacken hinweg. Es war ein guter Tag, an dem er einen ›gefaßt‹ hatte, besonders wenn es einer war, der ihm ›seinen Namen‹ gegeben hatte. Dadurch ward das ganze Jahr gut. Leider hatte er schon seit zwei Jahren keinen der heimtückischen Schreier mehr ›fassen‹ können. Das waren schlechte Jahre gewesen. Ein Jahr war gut oder schlecht, je nachdem Unrat einige ›faßte‹ oder ihnen ›nichts beweisen‹ konnte.

Unrat, der sich von den Schülern hinterrücks angefeindet, betrogen und gehaßt wußte, behandelte sie seinerseits als Erbfeinde, von denen man nicht genug ›hineinlegen‹ und vom ›Ziel der Klasse‹ zurückhalten konnte. Da er sein Leben ganz in Schulen verbracht hatte, war es ihm versagt geblieben, die Knaben und ihre Dinge in die Perspektive des Erfahrenen zu schieben. Er sah sie so nah, wie einer aus ihrer Mitte, der unversehens mit Machtbefugnissen ausgestattet und aufs Katheder erhoben wäre.

Er redete und dachte in ihrer Sprache, gebrauchte ihr Rotwelsch, nannte die Garderobe ein ›Kabuff‹. Er hielt seine Ansprachen in dem Stil, den auch sie in solchen Fällen angewendet haben würden, nämlich in latinisierenden Perioden und durchwirkt mit ›traun fürwahr‹, ›denn also‹ und ähnlichen Häufungen alberner kleiner Flickworte, Gewohnheiten seiner Homerstunde in Prima; denn die leichten Umständlichkeiten des Griechen mußten alle recht plump mitübersetzt werden. Da er selber steife Gliedmaßen bekommen hatte, verlangte er das gleiche von den andern Insassen der Anstalt. Das fortwährende Bedürfnis in jugendlichen Gliedern und in jugendlichen Gehirnen in denen von Knaben, von jungen Hunden – ihr Bedürfnis zu jagen, Lärm zu machen, Püffe auszuteilen, weh zu tun, Streiche zu begehn, überflüssigen Mut und Kraft ohne Verwendung auf nichtsnutzige Weise loszuwerden: Unrat hatte es vergessen und nie begriffen. Wenn er strafte, tat er es nicht mit dem überlegenen Vorbehalt: ›Ihr seid Rangen, wie's euch zukommt, aber Zucht muß sein‹; sondern er strafte im Ernst und mit zusammengebissenen Zähnen. Was in der Schule vorging, hatte für Unrat Ernst und Wirklichkeit des Lebens. Trägheit kam der Verderblichkeit eines unnützen Bürgers gleich, Unachtsamkeit und Lachen waren Widerstand gegen die Staatsgewalt, eine Knallerbse leitete Revolution ein, ›versuchter Betrug‹ enteehrte für alle Zukunft. Aus solchen Anlässen erlebte Unrat. Schickte er einen ins

›Kabuff‹, war ihm dabei zumute, wie dem Selbstherrscher, der wieder einmal einen Haufen Umstürzler in die Strafkolonie versendet und, mit Angst und Triumph, zugleich seine vollste Macht und ein unheimliches Wühlen an ihrer Wurzel fühlt. Und den aus dem ›Kabuff‹ Zurückgekehrten und allen andern, die ihn je angetastet hatten, vergaß Unrat es nie.

Da er seit einem Vierteljahrhundert an der Anstalt wirkte, waren Stadt und Umgegend voll von seinen ehemaligen Schülern, von solchen, die er bei Nennung seines Namens ›gefaßt‹ oder denen er es ›nicht hatte beweisen‹ können, und die alle ihn noch jetzt so nannten! Die Schule endete für ihn nicht mit der Hofmauer; sie erstreckte sich über die Häuser ringsumher und auf alle Altersklassen der Einwohner. Überall saßen störrische, verworfene Burschen, die ›ihr's‹ nicht ›präpariert‹ hatten und den Lehrer befeindeten. Ein Neuer, noch ahnungslos, bei dem zu Haus ältere Verwandte über den Professor Unrat gelacht hatten wie über eine Jugenderinnerung von freundlicher Komik, und der nun mit dem Schub zu Ostern in Unrats Klasse gelangt war, konnte sich bei der ersten falschen Antwort anfauchen hören: ›Von Ihnen habe ich hier schon drei gehabt. Ich hasse Ihre ganze Familie!‹

Unrat auf seinem erhabenen Posten über all den Köpfen genoß seine vermeintliche Sicherheit; und inzwischen war neues Unheil am Ausbrechen. Es kam von Lohmann.

Lohmann hatte seinen Aufsatz sehr kurz abgetan und dann zu einer Privatbeschäftigung gegriffen. Die wollte aber nicht vorwärtskommen, denn der Fall seines Freundes von Ertzum wurmte Lohmann. Er hatte sich gewissermaßen zum moralischen Schutzherrn des kräftigen jungen Edelmannes aufgeworfen und betrachtete es als ein Gebot der eigenen Ehre, die geistige Schwäche des Freundes, wo es ging, mit seinem so hoch entwickelten Hirn zu decken. Im Augenblick, wo von Ertzum eine unerhörte Dummheit sagen wollte, räusperte Lohmann sich lärmend und soufflierte ihm darauf das Richtige. Die unbegreiflichsten Antworten des andern machte er den Mitschülern achtbar durch die Behauptung, von Ertzum habe den Lehrer nur ›wütend ärgern‹ wollen.

Lohmann war ein Mensch mit schwarzen Haaren, die über der Stirn sich bäumten und zu einer schwermütigen Strähne zusammenfielen. Er hatte die Blässe Luzifers und eine talentvolle Mimik. Er machte Heinesche Gedichte und liebte eine dreißigjährige Dame. Durch die Erwerbung einer literarischen Bildung in Anspruch genommen, konnte er der Schule nur wenig Aufmerksamkeit gewähren. Das Lehrerkollegium, dem es aufgefallen war, daß Lohmann immer erst im letzten Quartal zu arbeiten begann,

hatte ihn trotz seiner zum Schluß genügenden Leistungen sitzen lassen, schon in zwei Klassen. So saß Lohmann, gerade wie sein Freund, mit siebzehn Jahren noch unter lauter Vierzehn- und Fünfzehnjährigen. Und wenn von Ertzum dank seiner körperlichen Entwicklung zwanzig zu sein schien, so erhöhten sich Lohmanns Jahre dadurch, daß ihn der Geist berührt hatte.

Was mußte nun einem Lohmann der hölzerne Hanswurst dort auf dem Katheder für einen Eindruck machen; dieser an einer fixen Idee leidende Töpel. Wenn Unrat ihn aufrief, trennte er sich ohne Eile von seiner der Klasse fernstehenden Lektüre, und die breite, gelbblasse Stirn in befremdeten Querfalten, prüfte er aus verächtlich gesenkten Lidern die ärmliche Verbissenheit des Fragestellers, den Staub in des Schulmeisters Haut, die Schuppen auf seinem Rockkragen. Schließlich warf er einen Blick auf seine eigenen geschliffenen Fingernägel. Unrat haßte Lohmann beinahe mehr als die andern, wegen seiner unnahbaren Widersetzlichkeit, und fast auch deshalb, weil Lohmann ihm nicht seinen Namen gab; denn er fühlte dunkel, das sei noch schlimmer gemeint. Lohmann vermochte den Haß des armen Alten beim besten Willen nicht anders zu erwidern als mit matter Geringschätzung. Ein wenig von Ekel beträufeltes Mitleid kam auch hinzu. Aber durch die Kränkung von Ertzums sah er sich persönlich herausgefordert. Er empfand, als der einzige unter dreißig, Unrats

öffentliche Lebensbeschreibung des von Ertzumschen Onkels als eine niedrige Handlung. Zu viel durfte man dem Schlucker dort oben nicht erlauben. Lohmann entschloß sich also. Er stand auf, stützte die Hände auf den Tischrand, sah dem Professor neugierig beobachtend in die Augen, als habe er einen merkwürdigen Versuch vor, und deklamierte vornehm gelassen:

»Ich kann hier nicht mehr arbeiten, Herr Professor. Es riecht auffallend nach Unrat.«

Unrat machte einen Sprung im Sessel, spreizte beschwörend eine Hand und klappte stumm mit den Kiefern. Hierauf war er nicht vorbereitet gewesen – nachdem er noch soeben einem Verworfenen die Relegation in Aussicht gestellt hatte. Sollte er nun auch diesen Lohmann ›fassen‹? Nichts wäre ihm erwünschter gekommen. Aber – konnte er es ihm ›beweisen‹? . . . In diesem atemlosen Augenblick reckte der kleine Kieselack seine blauen Finger mit den zerbissenen Nägeln in die Höhe, knallte mit ihnen und keifte gequetscht:

»Lohmann läßt einen nicht ruhig nachdenken, er sagt immer, hier riecht es nach Unrat.«

Es entstand Kichern, und einige scharren. Da ward Unrat, der schon den Wind des Aufruhrs im Gesicht spürte, von Panik ergriffen. Er fuhr vom Stuhl auf, machte über das Pult hinweg eckige Stöße nach allen Seiten, wie gegen zahllose Anstürmende, und rief: »Ins Kabuff! Alle ins Kabuff!«

Er wollte nicht ruhig werden; Unrat glaubte sich nur noch durch einen Gewaltstreich retten zu können. Er stürzte sich, ehe jener es vermuten konnte, auf Lohmann, packte ihn am Arm, zerrte und schrie erstickt:

»Fort mit Ihnen, Sie sind nicht länger würdig, der menschlichen Gesellschaft teilhaftig zu sein!«

Lohmann folgte, gelangweilt und peinlich berührt. Zum Schluß gab Unrat ihm einen Ruck und versuchte ihn gegen die Tür des Garderobenglasses zu schleudern; doch dies mißlang. Lohmann staubte sich ab an der Stelle, wo Unrat ihn angefaßt hatte, und verfügte sich besonnenen Schrittes in das »Kabuff«. Darauf sah der Lehrer sich nach Kieselack um. Der aber hatte sich hinter seinem Rücken an ihm vorbeigewunden und drückte sich schon, mit einer Fratze, in das Arrestlokal. Der Primus mußte den Professor darüber aufklären, wo Kieselack sei. Unvermittelt verlangte nun Unrat, die Klasse solle durch den Zwischenfall keinen Augenblick von der Jungfrau abgelenkt worden sein.

»Warum schreiben Sie nicht? Fünfzehn Minuten noch! Und die unfertigen Arbeiten werde ich — immer mal wieder — nicht zensieren!«

Infolge dieser Drohung fiel den meisten überhaupt nichts mehr ein, und es entstanden angstvolle Mienen. Unrat war zu erregt, um eine rechte Freude daran zu haben. In ihm war der Drang, jeden je möglichen Widerstand zu brechen, alle bevorstehenden Attentate zu vereiteln, es ringsumher

noch stummer zu machen, Kirchhofsruhe herzustellen. Die drei Rebellen waren beseitigt, aber ihre Hefte, aufgeschlagen auf den Bänken, schienen ihm noch immer den Geist der Empörung auszuströmen. Er raffte sie zusammen und begab sich mit ihnen auf das Katheder.

Von Ertzums und Kieselacks Arbeiten waren mühselige und ungelenke Satzgefüge, die nur zu sehr von gutem Willen zeugten. Bei Lohmann war es sogleich unbegreiflich, daß er keine »Disposition« gemacht hatte, keine Einteilung seiner Abhandlung in A, B, C, a, b, c, und 1, 2, 3. Auch hatte er nur eine einzige Seite fertiggebracht, die Unrat mit schnell wachsender Entrüstung zur Kenntnis nahm.

Es stand dort: »Die dritte Bitte des Dauphins (Jungfrau von Orleans I 10). Die junge Johanna führt sich, geschickter als ihre Jahre und ihre bäurische Vergangenheit es vermuten ließen, durch ein Taschenspielerkunststück bei Hofe ein. Sie gibt dem Dauphin einen Inhaltsauszug aus den drei Bitten, die er in der letzten Nacht an den Himmel gerichtet hat, und macht durch ihre Fertigkeit im Gedankenlesen natürlich starken Eindruck auf die unwissenden großen Herren. Ich sagte: aus den drei Bitten; aber tatsächlich wiederholt sie nur zwei: die dritte erläßt ihr der überzeugte Dauphin. Zu ihrem Glück: denn sie würde die dritte schwerlich noch gewußt haben. Sie hat ihm bei den beiden ersten ja schon alles gesagt, worum er seinen Gott gebeten haben kann, nämlich: wenn eine noch ungebüßte Schuld seiner Väter

vorhanden sei, ihn selbst als Opfer anzunehmen statt seines Volkes; und wenn er schon Land und Krone verlieren sollte, ihm wenigstens Zufriedenheit, seinen Freund und seine Geliebte zu lassen. Auf das Wichtigste, auf die Herrschaft, hat er somit schon verzichtet. Was soll er also noch erben haben? Suchen wir nicht lange: er weiß es selbst nicht. Johanna weiß es auch nicht. Schiller weiß es auch nicht. Der Dichter hat von dem, was er wußte, nichts zurückbehalten und dennoch ›und so weiter‹ gesagt. Das ist das ganze Geheimnis, und für den mit der wenig bedenklichen Natur des Künstlers einigermaßen Vertrauten gibt es dabei nichts zu verwundern.‹

Punktum. Das war alles – und Unrat, den ein Zittern beschlich, kam jäh zu der Erkenntnis: diesen Schüler zu beseitigen, vor diesem Ansteckungsstoff die menschliche Gesellschaft zu behüten, das dränge weit mehr als die Entfernung des einfältigen von Ertzum. Zugleich warf er einen Blick auf das folgende Blatt, wo noch einiges gekritzelt stand, und das übrigens halb herausgerissen im Heft hing. Aber plötzlich, in dem Augenblick als er verstand, überflog etwas wie eine rosa Wolke die gewinkelten Wangen des Lehrers. Er schloß das Heft, rasch und verstohlen, als wollte er nichts gesehen haben; öffnete es nochmals, warf es gleich wieder unter die beiden andern, atmete im Kampf. Er empfand zwingend: da wurde es Zeit, der mußte ›gefaßt‹ werden! Ein Mensch, mit dem es dahin gekommen

war, daß er diese – gewiß denn freilich – Künstlerin Rosa – Rosa –. Er griff zum drittenmal nach Lohmanns Heft. Da klingelte es schon.

»Abliefere!« stieß Unrat aus, in der heftigen Besorgnis, ein Schüler, der bisher nicht fertig geworden war, könne vielleicht im letzten Augenblick noch zu einer befriedigenden Note gelangen. Der Primus sammelte die Aufsätze ein; einige belagerten die Tür nach der Garderobe.

»Weg dort! Warten!« rief Unrat, in neuer Angst.

Am liebsten hätte er abgeschlossen, die drei Elenden unter Verschluss behalten, so lange, bis er ihren Untergang gesichert haben würde. Das ging nicht so rasch, hier mußte logisch nachgedacht werden. Der Fall Lohmann blendete ihn vorläufig noch durch ein Übermaß von Verworfenheit.

Mehrere von den Kleinsten pflanzten sich in beleidigtem Rechtsgefühl vor das Katheder hin.

»Unsere Sachen, Herr Professor!«

Unrat mußte das ›Kabuff‹ freigeben.

Aus dem Gedränge wickelten sich nacheinander die drei Verbannten, schon in ihren Mänteln. Lohmann stellte gleich von der Schwelle her fest, daß sein Heft in den Händen Unrats sei, und bedauerte gelangweilt den Übereifer des alten Tölpels. Jetzt mußte sich möglichenfalls sein Erzeuger in Bewegung setzen und mit dem Direktor reden!

Von Ertzum zog nur die rotblonden Brauen ein Stück höher in seinem Gesicht, das sein Freund Lohmann den

›besoffenen Mond‹ nannte. Kieselack seinerseits hatte sich im ›Kabuff‹ auf eine Verteidigung vorbereitet.

›Herr Professor, es ist nicht wahr, ich hab’ nicht gesagt, daß es nach Unrat riecht. Ich hab’ nur gesagt, er sagt immer –‹

›Schweigen Sie!‹ herrschte Unrat, bebend, ihn an. Er schob den Hals vor und zurück, hatte sich gefaßt und setzte gedämpft hinzu:

›Ihr Schicksal hängt jetzt nunmehr immerhin ganz dicht über Ihren Köpfen. Gehen Sie!‹

Darauf gingen die drei zum Essen, jeder mit seinem Schicksal über sich.

TRAGISCHE JUGEND (1922)

Bericht nach Amerika über Europa

I

Wer jetzt reist, kann in fast jedem der europäischen Länder die auffallendsten Dinge erleben. Zum Beispiel zieht durch die Hauptstraßen irgend einer italienischen Stadt ein Trupp junger Leute in eleganten schwarzen Blusen. Sie tragen eine Fahne voran und bewegen sich ganz öffentlich. Vor einem bestimmten Hause angelangt, stecken sie es in Brand. Niemand hindert sie daran. Man kennt dies unter dem Namen des Faschismus. In Berlin sitzt der fremde Besucher nichtsahnend im Auto, da wird es auch wieder von einem Trupp junger Leute umringt, nur sind sie weniger elegant und ihre Fahne ist rot. Sie zwingen jeden, der ihnen in die Hände fällt, die rote Fahne zu grüßen. Dann versuchen sie, wenn auch vergebens, das Polizeipräsidium zu erstürmen. Dies war kommunistische Jugend. Kommt der Gast nun etwa nach Irland, so kann er bei einigem Glück mitansetzen, wie die englischen Soldaten um die Hausecke herum erschossen werden, und zwar von Sechzehnjährigen, von Vierzehnjährigen. Dies ist das Lebensalter, in dem die meisten Sinnfeiner stehen. Mittlerweile haben in Berlin mehrere junge Leute der angesehensten Klasse einen Minister ermordet. Sie taten dies in der Hauptstraße des vornehmsten Villenviertels, in einem schönen Auto sitzend, praktisch gekleidet und sorgfältig ausgerüs-

tet mit Handgranaten und was man für moderne Mordanschläge benötigt. Sie heißen übrigens »national«.

Jugend, überall Jugend, – und dies ist nicht gerade verwunderlich, wenn es sich um Taten solcher Art handelt; denn sie erfordern körperliche Gewandtheit, sicheres Schießen, rasches Davonlaufen. Aber warum geschehen die Taten? Weil in allen diesen Ländern der größte Teil der Jugend eine extreme Gesinnung hat. Ganz gleich welche, nur extrem muß sie sein. Keine Jugend schließt gern Kompromisse, die heutige aber geht über Leichen, wörtlich verstanden. Sie besinnt sich nicht lange, sie kennt die Wahrheit, und für ihre Wahrheit muß jemand sterben, am liebsten der andere. Diese Jugend hat, wenigstens in Deutschland, meistens keine von geistigen Mühen geprägten Züge, sondern glatte, selbstsichere Gesichter, die nicht wissen, was zweifeln heißt, oder aber wildzerrissene, an Verzweiflung gewöhnte. Die Jungen wollen weder das Leben, das sie haben, noch die Gesellschaft, wie sie ist, länger ertragen. Alles muß geändert werden, auch gegen den Willen der Mehrheit, besonders aller Älteren. Die jungen Deutschen oder ein Teil von ihnen, wie auch ein Teil der anderen jungen Europäer sind also das Gegenteil von Demokraten oder Relativisten, sie sind Absolutisten. Unweigerlich folgen sie denjenigen Führern, die ihnen den stärksten Willen zu haben scheinen und am gründlichsten alles zu ändern versprechen. Ihr Führer ist Ludendorff, ein Mann, der das

Denken nicht liebt und im Handeln bekanntlich nicht durchweg glücklich war. Ihr Führer ist auch Hölz, ein Kommunist ohne regelrechte Bildung, aber von merkwürdig klarem und entschlossenem Geist. Einige Zeit beherrschte er eine kleine Provinz mit Waffengewalt, hatte dann dasselbe Unglück wie Ludendorff, besiegt zu werden, und sitzt dafür jetzt im Zuchthaus.

Man muß einräumen, daß die Anhänger Ludendorffs und die Anhänger Hölz' einander als Feinde, ja, als ganz unmögliche Menschen behandeln. Dies würde aber sicherlich nur solange dauern, bis sie einmal die Gelegenheit bekämen, gemeinsam über die bürgerliche Gesellschaft herzufallen. Der Haß verbindet sie. Die Geistesart der einen ist auch die der anderen. Sogar der einzelne junge Mensch schwankt oft zwischen den beiden Extremen.

Jeder kann diese Behauptung aus seinen persönlichen Erfahrungen beweisen. Ich kannte 1914 einen Knaben, Franz genannt, der für die Sache seiner Heimat begeistert war, wie je ein Knabe. Einen politischen Standpunkt hatte er nicht. Er bebte nur vom Tatendrang. 1915 endlich durfte er ins Feld ziehen. Er kämpfte, ward verwundet und nach Haus befördert. Jetzt haßte er jene, die den Krieg beenden wollten, durch diesen Haß wurde er zum Parteimann. Manchen politischen Gegner wünschte er an die Wand zu stellen. Auch sein kriegerischer Tatendrang war keineswegs gestillt. Er wurde aber nur noch in die Etappe geschickt.

Wohin geriet er, als das Heer sich auflöste, und beim Eintritt jenes Personalwechsels, der immerhin eine Art Revolution war? Ich wußte es nicht.

Nun ereigneten sich in der Folge der Revolution die nur lokalen, übrigens unglücklichen Versuche einer proletarischen Klassenherrschaft, die weit übertrieben Bolschewismus hießen. Arme Leute, die im Krieg die gequältesten gewesen waren, machten sich aus öffentlichen Mitteln einige gute Tage. Was geschah weiter? Nicht einmal das Telephon war gesperrt, geschweige die Banken. Einer der reichsten Männer des Landes rief mich in jener Zeit telephonisch an, er wolle zu mir kommen. Ich riet ihm ab; er war eine auffallende Erscheinung, ein dicker Mensch mit Krücken. Nein, er wollte unbedingt kommen, drei Treppen hinauf mit seinen Krücken. Also gut. Wir Schriftsteller waren vorübergehend eine vielbeachtete Klasse von Mitbürgern geworden, oft traute man uns einen besonderen Einfluß auf die Ereignisse zu.

Der Reiche kam, setzte sich an meinen Teetisch und erklärte ausdrücklich, daß er ungern sein Geld verlieren würde. Ich begriff, daß ein Krüppel wenigstens Geld haben wollte, und suchte ihn zu beruhigen. Umsonst, er überlegte schlaue Mittel, in den Besitz von Gold zu gelangen, für den Fall, daß das Papiergeld für ungültig erklärt würde . . .

Da wurde ein junger Soldat gemeldet, er saß sogar schon in dem dunklen Nebenzimmer. Es war Franz, der Freiwillige

von 1915. Er war in einer vernachlässigten Uniform, das Haar hing wirr in die Stirn, die bleich und schmerzlich verzogen war, und über die Augen, die finster flammten.

Er sprang vom Stuhl auf. »Ist es dies, wofür wir gekämpft haben?« war sein erstes Wort. Er bewegte sich durch das Zimmer, zuckend vom haltlosen Kampf der Seele. Seine Kameraden ekelten ihn an, ihr Treiben sei schändlich, es sei ohne Zucht und ohne Idee. Ich suchte auch ihn zu beruhigen, und es war wieder umsonst. Nein, einer so vertretenen Sache könne er nicht länger dienen, er stehe vor dem Zusammenbruch der Ziele, um die er so lange Jahre gekämpft habe. »Welcher Ziele?« fragte ich den Freiwilligen von 1915, »die Kriegsziele sind freilich zusammengebrochen.« – »Was mache ich mir aus ihnen,« rief er, »ich bin Kommunist. Ich ward es schrittweise, seit ich die Etappe kenne. Aber jetzt treiben es die Kommunisten noch ärger, als früher die Etappe. Sie geben uns den Rest, der nationale Untergang ist besiegelt. Ich will retten, was zu retten ist, ich trete in ein Freikorps ein.« Das hieß, daß er von Hölz zu Ludendorff überging. Wie er fortstürmte, streifte sein flammender Blick die fetten weißen Wangen des reichen Mannes. Was hat er dann im Freikorps erlebt? Der arme Franz war den Anforderungen, die dort an ihn gestellt wurden, nicht mehr gewachsen, denn er hatte Gewissen. Er beging Selbstmord. Er war einer der besten.